

I. Das Monopol und die Entstehung einer Kaufmannschaft.

Die alte Reichs- und Kaiserstadt Aachen ist ein Ort der grellen Kontraste und des socialen Elends; darum fort aus ihren engen alten Häusern und dampfenden Fabriken, hinaus durch die ewigen Nebel, mit denen, alles Leben ertödtend, die Stolberger Zinkhütte uns zurückscheuchen will, auf die weiten Fluren des Jülicher-, Clever- und Gelder-Landes! Hier raucht kein anderer Schlot als der des heimatlichen Heerdes; hier ruft die Glocke die Bewohner nie zu anderem Zwecke als zum Gebet; hier haust auch der gemeine Mann auf angesessenem Erbe, nennt die Wohnung noch sein eigen und bringt das Leben in gesunder Arbeit auf den väterlichen Aeckern und Wiesen hin; hier — vielleicht — findet das Elend keine Stätte, giebt es kein Proletariat, und diese fruchtbaren Gefilde bleiben von den Erdbeben der Industrie verschont.

Doch nur gemacht, auch hierhin ist die Industrie gedrungen mit ihren Segnungen, aber auch mit ihrer Qual. Obwohl äusserlich unbemerkbar, paart sich dem Ackerbau ein ganz bedeutendes Gewerbe. Von welcher Seite wir uns auch seinem Centrum, Crefeld, nahen mögen, schon in weiter Ferne, vor allem bei Viersen, Dülken, Süchtelen, Grefrath, Kempen, St.-Tönis, Vorst, Anrath, Hüls hält kein Zug, ohne dass nicht Dutzende von Männern, mit den Kettstöcken auf dem Rücken und den Beuteln mit Einschussbobinen zur Seite, hinauspringen und den Städtchen und sauberen Dörfern zuschreiten. Folgen wir ihnen durch die grünen Hecken und horchen hinauf zu den zweistöckigen, rothgedeckten Häuschen, so schallen uns fast allenthalben der Schlag der Lade, das Schnurren des Haspels oder der laute Tritt der Jacquardmaschine entgegen. Verwundert hält der Bauer mit verschossenem Sammetkittel im Pflügen inne, die dem Spulrad entsprungenen Kinder bringen das Geklapper ihrer Holzschuhe auf einen Augenblick zur

Ruhe und die hohen blauäugigen Frauen, die verdeckten Körbe mit den Bobinen auf dem blonden Haupte tragend, bewillkommen den Fremdling mit freundlichem Gruss. Und gelangen wir gar nach Crefeld selbst, so verräth uns die Erscheinung jedes Arbeiters, jedes Gespräch und in der Mussezeit auf den Strassen nicht am Wenigsten die Färbergesellen, nach ihren Händen die Schwarzen, die Rothen und die Blauen genannt, dass in diesem Mittelpunkte die Spinne hängt, welche ihre seidene Fäden von der Maas bis zur Mosel und über den Rhein hin aussendet und alle Ortschaften auf den Bergen wie in der Ebene in ihr je näher liegendes, desto enger geflochtenes Netz einbezogen hat.

Vor zwei Jahrhunderten stand kein Seidenwebstuhl in der Gegend. Die Leinweberei, längst zurückgedrängt aus ihren anderen Sitzen, gewährte in Crefeld wie im rheinischen Tieflande ihren Dienern nur ein kärgliches Auskommen; der Verlust des Absatzes in England in Folge der Konkurrenz Irlands, verbunden mit der Entwicklung der Seidenweberei, griffen ihre Existenz in den Grundvesten an. Die Leinweber verschwinden in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts: die einen flüchten sich in Gegenden mit billigeren Lebensanforderungen wie Viersen und Jülich; andere bleiben in der Stadt, verbrennen ihren Stuhl, sie strecken die Waffen und geben sich an's Seidenweben; die dritten, trotzige und unvernünftige Gesellen, setzen den Kampf gegen des Lebens Noth mit dem Leinwebstuhl fort, ihr Tumult im Juni 1741 ist das letzte Aufflackern vor ganzlichem Erlöschen, sie sterben, die veralteten Waffen in der Hand.

Die Leinweberei war das Einzige, woran die neue Industrie anknüpfen konnte; doch war die Technik, namentlich beim Sammetweben, eine wesentlich andere und weder der Lein- noch der Tuchstuhl waren zum Seidenweben zu gebrauchen; im Grunde brachte der Leinweber nur die Gewohnheit des Stillesitzens mit. Sonst fehlte Alles. Der Rohstoff wie die Technik entstammten fremden Ländern, die Färberei und Appretur befanden sich in fernen Städten, vor Allem fehlte es an Kapital, um das Unternehmen zu beginnen, die Werkzeuge zu beschaffen, die Arbeiter auch in schlechten Jahren zu bezahlen. Um so höher ist das volkswirtschaftliche Verdienst derjenigen Familie, welche mit einer in hundert Jahren nicht ermüdenden Thatkraft jene Industrie in's Leben gerufen und entwickelt hat, welche heute eine Zierde Rheinlands ist, Deutschland durch seinen Fleiss versorgt, beide Hemisphären sich tributär gemacht hat und auf dem Weltmarkt einen geachteten Namen führt.

Heinrich von der Leyen, ein holländischer Mennonit, er-

warb im Jahre 1668 das Bürgerrecht in Crefeld.¹⁾ Er war ein Kaufmann, welcher neben Leinen, Nürnberger Tand, Hanf und Aehnlichem auch Rohseide führte, welche er in Köln färben liess, und Näh- und Stickseide, welche er aus Holland bezog; und zwar war es zum grössten Theile nur ein Kommissionsgeschäft für Crefelder, Amsterdamer und andere Häuser, welches er betrieb. Daneben wurden schon in den 1670er Jahren Gallons, ein Jahrzehnt später auch Sammetbänder gewebt; einer der Söhne legte eine Seidenzwirnerie, ein anderes Brüderpaar eine Sammetfabrik an, welche mit dem älteren Seidenstoffgeschäft verschmolzen wurde. So wuchs die Kapitalmacht heran, welche zu einer weiteren Ausdehnung der Industrie nöthig war. Vor Allem galt es, die ausserhalb gelegenen Hülfgewerbe auch in Crefeld zu etabliren. Die im Jahre 1724 gegründete Färberei vermochte zwar noch nicht alle Farben herzustellen, doch selbst sie wurde bald zu eng und aus der Stadt, wo das Grundwasser fünf Meter tief liegt, in das nahe Alt-Leyenthal verlegt, wo das Wasser offen in Gräben zu Tage tritt, in denen die Färber nach Erinnerung alter Leute im Sommer und Winter die Seidenstränge gespült haben. Die Industrie nahm um diese Zeit einen solchen Aufschwung, dass die Regierung der Stadt Crefeld, wenn sie noch zwanzig Jahre in solchem Flor bliebe, die Prognose stellte, dass sie „ein so grosses Renommé von Handel und Kaufmannschaft haben würde, wie die allerberühmtesten Kauf- und Handelsstädte in ganz Deutschland.“²⁾

Die vorbereitenden Arbeiten wie Winden und Kettenscheren fanden im Fabrikgebäude statt; als der Umfang der Geschäfte anwuchs, genügte aber der Raum für das Winden nicht mehr, und es wurde in die Wohnungen der Arbeiter verlegt. Die Hauptarbeit, das Weben, war von Anfang an häusliche Beschäftigung; die Firma stellte bei eintretendem Bedürfniss einen Webstuhl neu in der Wohnung des Meisters auf, ihm wurden dann Gesellen zugetheilt, für deren Beaufsichtigung er einen Antheil am Weblohn erhielt. Bei günstiger Konjunktur wurden einige Gesellen zu Meistern, Lehrlinge zu Gesellen erhoben, neue Lehrlinge herangezogen; bei schlechtem Geschäftsgange wurde der fünfte, vierte, dritte Stuhl bei den grösseren Meistern stillgesetzt und ihnen die Arbeitszeit bestimmt; eine Kontrolle war in dem Städtchen (von 866 Einwohnern im Jahre 1722 und 5928 in 1787) leicht auszuüben. Entlassen oder gar

¹⁾ Keussen: Geschichte der Stadt Crefeld (1865), mit einer vortrefflichen Gewerbegeschichte auf S. 455—503 nach den Geschäftsbüchern der Familie von der Leyen.

²⁾ Düsseldorfer Staatsarchiv: Acta betreffend das Fürstenthum Mörs, No. 123. Ueber die Beschaffenheit desselben 1725.

zu sehr im Verdienst reducirt durfte kein Meister werden, denn die aufstrebenden Konkurrenten jenseit des Rheins gaben sich alle Mühe, die tüchtigen Arbeiter zu „verführen“ oder sie doch zum Verrath der Fabrikgeheimnisse zu bewegen. Es wurde daher viel auf Lager gearbeitet, was bei den Artikeln mit stabilem Absatz wohl möglich war, und dadurch den Arbeitern eine verhältnissmässig gesicherte Existenz bereitet, welche die der früheren Leinweber vortheilhaft übertraf. In Nothzeiten thaten die Kaufleute wohl auch einen tiefen Griff in die eigne Tasche, lediglich um ihre kostbaren Arbeiter nicht einzubüssen. So wurden z. B. im Jahre 1787, wo durch Steigen der Rohseidenpreise um 50 Procent eine Stockung der Fabrik herbeigeführt wurde, die Arbeiter mit wohlfeilem Brot versehen und auch mit Geld für die nöthigen Lebensmittel beschenkt.

Obwohl vollkommen abhängig, fremde Stoffe auf fremdem Geräth verarbeitend, hatten die hausindustriellen Lohnweber doch wenig von den Konjunkturen zu leiden; vielmehr der capitalmächtige Fabrikant war es, auf den alle Wechsel der Nachfrage fielen. Bei solcher Ungunst der Arbeiterverhältnisse, denen sich Schwierigkeiten beim Absatz hinzugesellten, strebte er wenigstens die Productionsbedingungen vortheilhaft zu gestalten. Es gelang im Jahre 1750 im rheinpreussischen Gebiet die Befreiung der Rohseide von allen Zöllen, Licenten und Accisen zu erwirken; geschickte Arbeiter aus Frankreich und Italien wurden verschrieben, und als einmal Andreae in Mülheim a/R. einen solchen auffing und zurückhielt, wandte sich von der Leyen schleunigst an Friedrich d. Gr., welcher die kategorische Epistel verfasste: wofern die Mülheimer den Kerl nicht freilassen, sollen meine Soldaten ihn holen. Auch Maschinen liessen die von der Leyen sich aus Holland und Frankreich kommen und bezahlten das Geheimniss der sog. Soesjes sehr hoch.

Die Kardinalfrage blieb jedoch, zum Schutze gegen die Schwankungen der Nachfrage und gegen die in den Jahren 1750 und 51 entstandene Konkurrenz von Lingen & Co. und Preyers & Co. den Verkaufspreis der Waaren auf einer gewissen Höhe zu erhalten. Die von der Leyen gingen geschickt zu Werke. Die Zeit der Fremdherrschaft benutzend, verschafften sie sich am 9. Dec. 1759 ein Monopol auch auf Band- und Zwirnmühlen, während sie auf Seidenschnupftücher schon früher ein Patent erhalten hatten. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wandten sich die Konkurrenten mit Beschwerden an den grossen König und vertraten das Freihandelsprincip: durch viele Fabriken vermehre sich die Aemulation und die Güte der Arbeit, das Land werde peuplirt, Accisen und Zölle vermehrt. Indess die von der Leyen bestanden auf ihrem Schein und wirksamer noch waren die ersten Proben neu erfundener

Stoffe, die Kapweine, ein Schlafrock und andere Geschenke, welche an die Kabinetsräthe, Minister und den König selbst gingen, welcher in der Folge die Firma zum Hoflieferanten erhob, seit jener Zeit bei ihr Bestellungen machte und von Zeit zu Zeit sich Berichte über den Stand der Crefelder Industrie erstatten liess. Die Konkurrenten waren nun gezwungen, sich auf andere Geschäftszweige zu legen und sie zu grosser Vollendung zu bringen; das waren die Sammete und Sammetbänder, zwei Artikel, welche einen gleichmässigen Absatz hatten und bei denen sie sich daher nicht der Gefahr aussetzten, ihre Arbeiter bei längerer Arbeitslosigkeit ernähren zu müssen, es sogar riskiren konnten, auf Lager zu arbeiten. Die Firma von der Leyen war selbst nach heutigen Begriffen bedeutend zu nennen; sie beschäftigte in den 1760er Jahren 15—18 Zwirnmühlen mit 300, 200 Bandmühlen mit 1000 und 500 Webstühle mit 1500 Arbeitern; ¹⁾ von den übrigen Kaufleuten hatten die Gebrüder Floh 100 Sammet- und Preyers & Co. 30 Sammet- und 209 Sammetbandstühle.

Diese kleine Anzahl von Fabrikanten regelte nun alles unter sich, wie es ihren Interessen entsprach; öffentliche Reglements gab es nicht, alles ordnete sich nach Ereignissen und Umständen; bei gewissen unangenehmen Vorfällen wurde direct an die Regierung berichtet, welche über jeden Fall speciell beschloss. Derart waren z. B. die Kabinetsordres Friedrichs d. Gr. über die Flucht der Arbeiter und ihre Verführung, von welchen jene Firmen die Depositare waren. ²⁾

Indess gelang es weder den Ring der Arbeiter noch den der Kaufleute geschlossen zu erhalten. Nach dem Einmarsch der Franzosen 1794 kümmerte sich Niemand mehr um das Monopol, nach Beseitigung der anfänglichen Zollschwierigkeiten wurden neue Handelsverbindungen eröffnet und die Industrie bedeutend ausgedehnt. Im Jahre 1809 zählte man in Crefeld 11 Fabriken für Seidenwaaren, welche 6.264 Arbeiter beschäftigten und für 5¼ Mill. Frs. jährlich umschlugen; im gesammten übrigen Roërdepartement gab es 21 kleinere Fabriken für Seidenwaaren und Seiden- und Sammetbänder mit 2000 Arbeitern und einem Umsatz von 2 Mill. Frs. ³⁾ Durch das Entstehen neuer Häuser wurden die Arbeiter mehr gesucht, sie gingen von einem Hause zum andern über, die Quasi-Erbunterthänigkeit gegenüber der von der Leyen'schen Familie

¹⁾ Von den 500 Stühlen gingen 140 auf Sammet, 102 auf Seidentücher mit Damastblumen, 118 auf façonnirte Tücher, 7 auf Seidendamast, 43 auf Soesjes, 28 auf Gros de Tours, 97 kleinere Stühle auf brochirte Bänder und figurirtes Sammetband. (Keussen, a. a. O. S. 475 und 481.)

²⁾ Düss. Staatsarchiv. Acta des französ. Roërdepartm. Bericht des Unterpräfecten von Crefeld an den Präfecten v. 24. August 1810.

³⁾ a. a. O. Acta Statistik. — A. Dorsch: Statist. du Dep. de la Roër, 1804, giebt sogar 12000 Seidenarbeiter für Crefeld an.

hörte auf und sie wurden unabhängiger. Die Kaufleute ihrerseits wurden gezwungen, sich zu specialisiren, in Folge dessen trat eine grössere Vielseitigkeit der Industrie ein, aber auch gleich damals schon eine Verschlechterung der Waaren.

Trotz der Aufhebung des Monopols hielt die Zunahme der Seidenfabriken sich in sehr engen Grenzen. Der Grund hiervon lag in dem für Anfänger zu grossen Capitalerforderniss bei einer Organisation, wo der Fabrikant zugleich als Seidenhändler ein grosses Lager an Rohseide, wie als Seidenwaaren-Kaufmann ein Lager fertiger Stoffe halten musste, wo er sein eigener Färber und Appreteur war, wo er alle Webstühle anschaffen, und was noch kostspieliger war, sie zu einem gleichmässigen Lohne in Betrieb erhalten musste. Während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entstanden für alle jene gewerblichen Thätigkeiten selbständige Unternehmungen, welche die Aufträge gegen Lohn ausführten, und die Arbeiter kauften die Webstühle an; dadurch wurden die Anforderungen an das Kapital des Kaufmanns sehr bedeutend ermässigt und es etablierten sich von nun an viele kleine Leute mit nur geringem Betriebskapital. —

Die Fabrikanten waren früher sämmtlich auch Rohseidenhändler. Bei dem hohen Antheil, welchen die Seide am Werthe des Fabrikates hat und bei den mannigfaltigen Sorten, welche für die verschiedenen Stoffe stets vorrätzig sein müssen, waren sie gezwungen, einen grossen Theil ihres Betriebskapitals in Rohstoffen festzulegen. Dies war um so gefährlicher, namentlich für Anfänger, als wohl kein anderes Gespinnst so plötzliche Preisschwankungen erleidet als die Rohseide; beispielsweise betrug der Kokonspreis in Bergamo 1819: 4.27, 1820: 2.15 Lire. Das im ersteren Jahre angekaufte Lager war im folgenden also um die Hälfte entwerthet und der Fabrikant fast konkurrenzunfähig gegenüber seinem Nebenbuhler, der einige Monate gewartet hatte. Je vielseitiger der Bedarf an Rohseide und je grösser die Zahl der kapitalarmen Firmen wurde, desto nothwendiger erwiesen sich die Zwischenhändler, welche die grossen Auslagen und das Risiko des Lagers trugen. Die Anzahl der Rohseide-, Chappé- und Twisthändler war 1877 schon auf 52 angewachsen. Sie beziehen die Rohseide in normalen Jahren zu 80 Procent aus Italien, den Rest aus Asien; der Antheil des letzteren Welttheils betrug 1853: 3 Procent, während der grossen Raupenkrankheit 1859/60 jedoch fast 50 Procent. Die deutsche Seidenzucht liefert trotz der fortgesetzt gezahlten Haspelprämien einen kaum nennenswerthen Beitrag; die klimatischen Verhältnisse lassen eine erfolgreiche Zucht von Maulbeerbaum und Raupe nicht zu. Ebensowenig ist es gelungen, sich in der Zwirnerei selbständig hinzustellen; die alten Betriebe, wie sie im XVIII. Jahrhundert existirten, sind schon längst eingestellt, neuere Versuche aber in Elberfeld

und namentlich seitens einer Actiengesellschaft 1855—1861 in Crefeld völlig fehlgeschlagen. Die letztere Anstalt prosperirte nur so lange, als die asiatischen Seiden in grossen Mengen eingeführt und verarbeitet wurden; auch soll sie technisch nicht richtig geleitet worden sein.

Der auflebende Verkehr mit Rohseide liess den Missstand immer heftiger empfinden, dass ihr effectives Gewicht im Privatwege so schwer zu ermitteln ist. Die Seide ist ja in weit höherem Grade hygroskopisch als die anderen Gespinnste, indem sie dem Feuchtigkeitszustande der umgebenden Luft sehr rasch folgt und damit an Gewicht bis zu 30 Procent zunehmen kann, ohne eigentliche Nässe zu zeigen. Diese Eigenthümlichkeit hat schon früh eine unparteiische Institution nothwendig gemacht, welche das Handelsgewicht auf Wunsch der Käufer bestimmte; so entstand zuerst im Jahre 1759 die Seidentrocknungsanstalt zu Turin. In Crefeld und Elberfeld hatten die bedeutendsten Fabrikanten ihre eigene Kondition und suchten sich mit den Verkäufern zu verständigen, so gut es ging; in letzterer Stadt bestand auch eine private Anstalt, welche jedoch wenig benutzt wurde. Endlich am 14. Oct. 1844 wurden für beide Städte Actiengesellschaften sanctionirt, welche unter öffentlicher Kontrolle stehen und durch ein vereidetes Personal verwaltet werden; aus jedem Ballen werden Probestränge gezogen, eine bestimmte Zeit hindurch getrocknet und auf Grund dessen unter Hinzurechnung von 11 Procent zulässiger Feuchtigkeit das Handelsgewicht der angemeldeten Menge roher Seide bestimmt.¹⁾

Eine förmliche Verfälschung des Gewichts begann seitens der Chinesen, als diese in Folge der Raupenkrankheit seit 1859 ihr Product sehr gesucht sahen, und erreichte in England einen solchen Umfang, dass vorsichtige Fabrikanten sich von dem Vorhandensein einer Erschwerung und ihrem Grade durch eine sachverständige Untersuchung zu überzeugen genöthigt sahen; durch die Veröffentlichung der Resultate von Entschälungen und Abkochungen hat die Anstalt dem Publikum schätzbare Winke gegeben. Seit dem 28. Mai 1862 übernahm sie die Nettoverwiegung der Ballen und ihre Verpackung; sie prüft ferner die Elasticität des Fadens, wieviel Gewicht er nämlich tragen kann und wie stark er ist; auch untersucht sie durch Auseinanderdrehen, wie häufig die Zwirnung auf einen halben Meter stattgefunden hat. Seit dem 8. September 1859 wurde ihr endlich die Titrirung übertragen, d. h. die Feststellung des Gewichtes einer Fadenlänge von 400 französischen Ellen; die Bemühungen der Anstalt, einen internationalen Titre nach metrischem System zu vereinbaren, wurde

¹⁾ v. Müllmann: Statist. d. R. B. Düss. II. S. 632 und die Jahresberichte des verdienstvollen Directors Lose.

auf den internationalen Kongressen in Wien (1873), Brüssel (1874) und Turin (1875) zwar angenommen, gelangten aber nicht zur Durchführung, weil Lyon dem deutschen Gedanken Widerstand leistete und weil freilich der Turiner Titre bereits internationale Geltung besitzt.

So hat sich die Anstalt zu einer öffentlichen Wage und einem öffentlichen Verificationsbureau entwickelt; für eine Reihe von Operationen, welche in der Industrie vorkommen, hat sie gleichmässige Normen festgestellt, Willkür, Uebervortheilung und Chicane verhütet und den Handelsstand häufig bewahrt, sein Geld auszugeben für — Wasser.

Unter den Hilfsgewerben hat wohl die Färberei die glänzendste Entwickelung genommen. Seit dem Jahre 1842 hatten die Lohnfärbereien die eigenen Anstalten der Fabrikanten verdrängt und den Ruhm des noir prussien selbst in Lyon als unübertroffen verbreitet; seit jener Zeit datirt ihre Ausdehnung in Crefeld (Anlage VI). Es betrug die Zahl der:

Jahr	Färbereien	Arbeiter	Auf eine Färberei kamen Arbeiter
1845	20 in Seide	270	13,5
1852	20 " "	300	15,0
1864	29 " "	584	20,1
1870	34 " " und Baumw.	791	23,2
1876	44 " " " "	1074	24,4

Diese Färber arbeiten nicht gleich den Wupperthaler Rothfärbern auf eigene Rechnung, sondern gegen Lohn und die meisten gelten daher in der socialen Rangordnung als Handwerker. Ihre Technik hat sich in den letzten dreissig Jahren ausserordentlich gehoben; heute erhalten sie eine allgemeine Bildung zuerst auf der Gewerbeschule, dann sind sie praktisch thätig in den Färbereien der Schweiz und Lyons und treten endlich in ein bestehendes Geschäft ein oder gründen ein neues; eine wissenschaftliche Bildung auf einer höheren technischen Schule soll nur Wenigen zu Theil geworden sein. Dadurch wird es erklärlich, dass die Kommis grösserer Firmen, welche beträchtliche Bestellungen auszutheilen haben, noch eine so grosse Macht über Viele besitzen; jene führen nämlich manchmal ein Kommissionsgeschäft von Farbstoffen und geben gut gelohnte Arbeit nur demjenigen Färber, welcher die stillschweigend eingegangene Bedingung erfüllt, beim Kommis oder in einem befreundeten Laden die Materialien zu entnehmen; selbst aufmerksame Fabrikanten kommen unvermuthet grossen Unterschleifen auf die Spur.

Die in Strängen gefärbte Rohseide wird auf Bobinen gewunden (gehaspelt, gespult), ähnlich wie wir den Nähzwirn auf eine hohle Holzaxe mit Rädchen zu beiden Seiten aufgerollt

kennen. Im vorigen Jahrhundert fand diese Verrichtung in der Fabrik selbst statt, allmählich wurden aber die Gebäude zu klein, neu entstehende Firmen hatten gar nicht die Räumlichkeiten hiezu, kurz die Winderei wurde in die Wohnungen der Arbeiter verlegt. Indess blieb der Standort dieses wie aller andern Hülfgewerbe die Stadt Crefeld und deren nähere Umgebung, weil die Fabrikanten nur bei bequemer Benutzung derselben sich den wechselnden Bestellungen mit Leichtigkeit anpassen können. Das Winden geschieht entweder auf einer Trittmaschine oder auf einer grösseren durch eine Handkurbel in Bewegung gesetzten oder auf einer sog. Schweizermaschine; letztere ist für Chappe und Baumwolle eingerichtet und es läuft hier das Garn vom Strange direkt auf die Bobine, während bei der sorgfältigeren Seidenwinderei sich noch eine Rolle als Mittelglied dazwischen schiebt. Die erstere Maschine kostet 20—50, die andern 90, 150, 200—300 Thaler. Die Hauptarbeit bildet in beiden Fällen das Ordnen der zerrissenen und verwirren Fäden; dazu bedarf es flinker Finger und namentlich die Frauen sind es, welche sich dazu eignen. An der ersteren Maschine arbeiten sie dann allein oder ein kranker Mann, welcher das Weben nicht mehr verträgt. An der zweiten wird die Kurbel von einem Kinde oder noch häufiger von einem Greise, Blinden, Krüppel langsam gedreht und gestattet somit die Ausnutzung auch der sonst am schwersten zu beschäftigenden Kraft; auch habe ich ein Mädchen gesehen, welches mit der einen Hand die Kurbel drehte, mit der andern an der Leine einer sehr entfernt stehenden Wiege zog, deren Insassen die Mutter, welche durch das Spulen vollständig in Anspruch genommen war, in den Schlaf sang. Zu beiden Seiten der Windemaschinen sind Frauen paarweise beschäftigt, meist die Mutter mit ihren Töchtern; Kinder sind für diese Arbeit nicht aufmerksam genug, werden aber auch vielfach nach der Schule z. B. von 4—8 Uhr verwendet, wofür sie in Viersen 1 Mark wöchentlich erhalten. Die eigentliche Lehrzeit beginnt meist mit dem 14. Jahre, obwohl auch Fälle regelmässiger Beschäftigung mit 10—12 Jahren vorkommen; es werden schriftliche Kontrakte geschlossen auf zwei Jahre, im ersten erhalten die Mädchen in Crefeld 2—3, im zweiten 6 Mark wöchentlich, in Viersen 1, bezw. 1.60—1.70 Mark täglich; dagegen wohnen und speisen sie, wie allgemein die Lehrlinge auf dem linken Rheinufer, bei ihren Eltern. Die Arbeit findet in aufrechter Stellung statt unter mässiger körperlicher Bewegung und Anstrengung; in grösseren Windereien mit ein paar Maschinen genügen die sonst geräumigen Stuben nicht dem vermehrten Arbeitspersonal.

In flauen Geschäftszeiten beträgt die Arbeitszeit meist 12—13 Stunden, etwa von 6—12 und 1—8 Uhr; dann arbeitet an einer grossen Maschine nur eine Person auf jeder Seite, bei

flottem Gange steigt aber das Verdienst und es wird bis in die Nacht gearbeitet. Gerade jetzt sind aber Arbeiterinnen schwer zu haben, denn die Webermeister setzen alle ruhenden Stühle in Betrieb und behalten ihre Töchter zu Hause. Der Zuzug zu diesem Hilfgewerbe kann daher nur durch das Mittel ganz aussergewöhnlicher Löhne bewirkt werden, wie denn auch die schon an sich hohen Wind- und Scherlöhne in den Jahren 1871 — 73 die erhebliche Steigerung von 50—75 Procent erfuhren. Verstärkend auf die Lohnhöhe traten in der Winderei die Besitzverhältnisse der Maschinen hinzu. Dieselben gehören zwar ihrer grossen Mehrzahl nach den Arbeitern selbst, ein bedeutender Theil jedoch, — ein Windereibesitzer schätzte ihn in Crefeld auf 30 Procent, in Viersen wird er noch grösser sein, — den Commis oder denselben nahestehenden Personen. Diese sorgen natürlich für eine gewisse Höhe der Löhne und bringen den Löwenantheil für sich in Sicherheit. Da nämlich die Accordsätze für gute wie schlechte Garne die gleichen sind und sie die festen, unzerreissbaren für sich nehmen, so erhalten sie weniger Mühe erfordernde, lohnendere Arbeit; hier und da fällt auch etwas für diejenige Winderin ab, die sich durch Geschenke oder sonst angenehm zu machen versteht. Aufmerksame Firmen dulden einen derartigen Nepotismus nicht, andere bemerken ihn nicht oder lassen es hingehen, dass ihre Kommis sich einen Nebenerwerb, wenn nur nicht auf ihre Kosten, verschaffen.

Die Winderei von Seide, Chappe und sogar von Baumwolle, soweit sie in der Seiden- und Sammetindustrie verwendet werden, ist noch eine völlig gesicherte Domäne der Hausindustrie, selbst mechanische Webereien lassen noch ausserhalb winden, denn der Vortheil des Dampfes als bewegende Kraft sinkt gegenüber den wohlfeilen Motoren eines Greises, Blinden und Kindes auf Null herab. Die Ausnutzung der Hauptthätigkeit, nämlich des Zusammenknüpfens und Ordners der Fäden ist in der Hausindustrie eine bei weitem grössere und gestattet die intermittirende Beschäftigung von Frauen, Mädchen und Kindern, die zu regelmässiger Arbeit in die Fabrik nicht gehen können.

Dem Ausgeben der Seide in das Haus zum Färben, Winden und Weben tritt ein Missstand störend in den Weg, nämlich die überaus schwierige Kontrolle über die ehrliche Zurückerlieferung; der weitläufige Austrocknungsprocess kann ja nicht jedesmal wieder vorgenommen werden. Durch das übliche Verwiegen hat man den Diebstahl niemals vermieden, selbst die von der Leyen vermochten keine ausreichende Aufsicht zu führen und wandten sich an die Regierung zu Mörs, welche unter dem 28. Juni 1735 eine Verwarnung erliess, wonach die Arbeiter bei Ueberführung des Diebstahls mit Festungsarbeit bedroht und die Eltern für ihre Kinder verantwortlich gemacht

wurden; die Käufer des Materials galten als Diebshehler. Damit wurde der Diebstahl keineswegs unterdrückt; besonders in schlechten Jahren war der Anreiz zu Entwendungen des kostbaren Materials so mächtig, dass dieselben grosse Dimensionen annahmen. So wurde im August 1805 eine weitverzweigte Gesellschaft von Seidendieben entdeckt, welche an Juden verkaufte; 37 wurden gefangen, das schreckte für einige Zeit ab. In den 1850er Jahren schätzte man den Werth der jährlich gestohlenen Seide auf etwa eine halbe Million Mark; die kritische Lage der Industrie steigerte noch das Uebel. Da bildete sich am 16. Juni 1861, im Jahre der höchsten Seidenpreise und der grössten Nothlage der Weber, der Verein gegen Seidendiebstahl in Crefeld, dem ein ähnlicher in Elberfeld folgte. Er setzte Prämien von 150 Mark und darüber aus für erfolgreiche Denunciationen von Entwendungen von Seide, Garnen, Seidenwaaren und Webergeräthen. Zugleich vereinbarten sämmtliche Seidenfabrikanten, verdorbene Stücke den Webern niemals, den Färbern möglichst selten zurückzugeben; diese verpflichteten sich, nur durch die vom Verein bestellten Verkäufer die verdorbenen Waaren veräussern zu lassen. Alle Händler in Rohseide, Garnen und Seidenwaaren, Fabrikanten und Färber verpflichteten sich dem Verein sich anzuschliessen; am 5. März 1877 gehörten demselben 340 Mitglieder an; die wenigen Fabrikanten, welche ausserhalb stehen, werden von der öffentlichen Meinung als Hehler bezeichnet; ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahin gestellt.

Die öffentliche Moral hat sich in dieser Hinsicht bedeutend gebessert. Früher sollen sich Männer sogar öffentlich des Seidendiebstahls gerühmt haben, bis der energische Polizeicommissar sie einsteckte. Das war damals eine That; heute gilt es als ehrenrührig, ein Seidendieb genannt zu werden. Freilich ist die Gelegenheit zum Stehlen noch nicht völlig beseitigt, beim Aus- und Verpacken der Rohseide, beim Ausgeben zum Winden und Weben verschwindet so manches Pfund, indess ist es diesem Rechtsschutzverein doch gelungen, dem Seidendiebstahl als einer öffentlichen Calamität ein Ende zu bereiten. Sehr störend erweist es sich in der Neuzeit, dass der Elberfelder Verein sich aufgelöst hat.

Die gefärbten und auf Bobinen gewundenen Garne laufen alle wieder im Comptoir zusammen, ein kleiner Theil derselben wird daselbst von Frauen zu Ketten vorgerichtet, indem durch das sogen. Scheren die nöthige Anzahl von Fäden in der erforderlichen und gleichen Länge abgemessen und zweckmässig zusammengelegt wird. Die geschorene Kette sammt dem auf Bobinen gewundenen Einschuss erhält nun der Weber mit den dazu gehörigen Kämmen und Riethen nach Hause, bei gemusterten Stoffen ausserdem noch die Jacquardmaschine und die Patronen. Das Aufbäumen und Passiren (Einbringen der

Fäden in die Kämmen) der Kette, das Spulen des Einschussgarnes und vor Allem das Weben selbst geschieht im Hause des Webers. Nur ein geringer Theil wird auf mechanischen Stühlen gewebt, die Organisation ist dann die allgemein fabrikmässige. Von der gesammten Weberei soll gleich ausführlicher gehandelt werden.

Viele und namentlich die schweren Seidenzeuge sind wie sie vom Webstuhl kommen, fertige Waare. Sie gelangen auf den „Galgen“, auf welchem der Fabrikant oder in grösseren Häusern der Kommis sie besichtigt und sein „Passirt“ spricht. Hierauf werden sie von Frauen und alten Männern von kleinen Fehlern gereinigt, dann zusammengelegt und glatt gepresst; die natürliche Schönheit der Seide und die Vollkommenheit des Gewebes macht ihre Zierde aus. Bei andern Seidenzeugen und beim Sammet findet eine mehr oder weniger complicirte Appretur statt. Schon 1845 gab es in Crefeld neben 7 Appreturen im Besitz von Fabrikanten, welche sich auf die Hauptartikel, wie Sammete und Atlas beschränkten, 10 Lohnanstalten; gegenwärtig hat sich die Zahl der letzteren auf 30 vermehrt. Die fertigen Stoffe und Sammete werden von Frauen zusammengelegt, die Bänder theilweise in Strängen lose aufgehängt, damit sie nicht verdrücken; wenn sie versendet werden sollen, werden sie von Mädchen auf Pappekartons aufgerollt. —

Die Organisation der Industrie ist also im Wesentlichen eine solche: das Färben, Winden und Weben findet ausserhalb, das Vorbereiten der Kette und das Verpacken der Waaren innerhalb der Fabrik statt; für die Appretur haben die grösseren Firmen eigne Anstalten, während die kleineren dieselbe gegen Lohn ausführen lassen. Wie überwiegend die Verrichtungen ausserhalb sind, erhellt aus einer Statistik der Löhne, welche die Crefelder Kaufleute im Jahre 1877 gezahlt haben; sie betragen für das Färben 3.3, das Winden 1.5, das Weben 12.3, das Appretiren 1.2 und für das Scheren nur 0.5 Mill. Mark. Ein Anfänger ist heute von allen Kapitalanlagen entlastet; in einem Comptoir mit ein paar Stuben für das Kettenscheren und Verpacken kann er sich bereits etabliren und braucht nur ein geringfügiges Betriebscapital zur Zahlung der Arbeitslöhne, da die Rohseide von ihm auf neun Monate Ziel gekauft und erst nach Eingang seines Guthabens bezahlt wird. So wird es denn erklärlich, dass bei einem jeden Ansteigen der Konjunktur, wenn die Bestellungen regnen, neue Firmen wie die Pilze hervorwuchern, um zum Theil dann bald, aufs Trockene gesetzt, wieder zu verschwinden. Beispiele liefert ein jedes Jahrzehnt. Die 13 Fabrikanten im Jahre 1828 vermehrten sich durch den Aufschwung in den 1830er Jahren nur auf 28, seitdem aber hob sich ihre Zahl in Folge jeder Konjunktur: 1841—45 auf 100, 1849—57 auf 170 und 1868—72 auf 200—300.

Die verhältnissmässig stärkste Zunahme der Kaufmannschaft fällt in die 1840er Jahre und trifft mit der Entstehung der Lohnanstalten zusammen; zu gleicher Zeit hörten fast alle älteren Firmen zu existiren auf. Sie fanden ihr Geschäft nicht mehr lohnend genug und das hatte seinen Grund darin, dass sie bei ihren alten Gewohnheiten verharrten und daher von energischeren Anfängern überflügelt wurden. Die Firma von der Leyen nahm sich zwar einen jüngern Associé und suchte frisches Blut in die alten Adern zu bringen, es gelang ihr auch zeitweise ganz gut, aber bald kam die frühere Autokratie des Chefs wieder zum Vorschein. Die von der Leyen, die Floh, die Heydweiler und Andere gaben ihr Geschäft auf, und es ist ein volkswirtschaftliches Verdienst der jüngeren Häuser, die Crefelder Industrie zu neuer Blüthe gebracht zu haben. Wie verschieden war der Geist, der beide beseelte! Bei den Verhandlungen über die Webeschule im Jahre 1839 erklärten die Jungen sich für die Gründung derselben, indem sie sie als zweckmässig für eine bessere und gründlichere Ausbildung angehender Fabrikanten und nach grösserer Vervollkommnung strebender Weber erkannten; die Alten dagegen befürchteten, dass die durch eine langjährige Erfahrung und durch bedeutende Kosten angeeigneten Vortheile in der Weberei dann Gemeingut Aller werden und allenthalben Konkurrenzunternehmungen bei billigeren Löhnen entstehen würden; die Weber verstünden ihr Handwerk hinlänglich und würden durch den Besuch der Schule sich nur zu höheren Dingen berufen glauben. Man sieht, das Salz war dumm geworden. Diese Altersschwäche tritt bei den meisten Firmen in gewissen Perioden ein. Der unternehmungslustige Vater arbeitet sich empor, der Sohn hält das Geschäft auf der Höhe, der Enkel geniesst die Bildung eines einjährig Freiwilligen, sitzt ein paar Jahre auf dem Comptoir und macht Reisen in fremden Ländern, aber er lernt oftmals nicht mehr tüchtig arbeiten und wird bei seinem Reichthum später zu vornehm, das Unternehmen mit Aufmerksamkeit selbst zu leiten; er zieht sich daher in eine angenehme Stadt als arbeitsloser Rentner zurück, bis endlich nach Zersplitterung des Vermögens seine Nachkommen den Kampf ums Dasein mit energischer Arbeit wieder aufnehmen müssen.

Auf den jungen Häusern ruht daher die Zukunft der Industrie; gegründet werden sie gewöhnlich von einem Kommiss im Verein mit einem Werkmeister; dieser leitet die technische Fabrikation, jener den kaufmännischen Vertrieb; beide haben sie nur geringe Ersparnisse und arbeiten hauptsächlich mit fremdem Kapital. Bei einem solchen Geschäfte treten nun häufig alle Nachtheile eines kleinen und kleinlichen Betriebes hervor, und dieser ist darauf angewiesen, einerseits am Betriebskapital soviel als möglich zu sparen, andererseits durch be-

schleunigten und vergrösserten Umsatz das eigne Kapital rasch zu vermehren. Er ist um so mehr dazu gezwungen, als er anfangs neue Weber und Arbeiter durch höhere Löhne an sich heranlocken muss, oftmals durch Abspenstigmachen und Verleitung zum Vertragsbruch. Solche Neulinge sehen am ehesten ihren Kommis allerlei Unregelmässigkeiten durch die Finger, suchen Muster bei den Webern abzugucken und liefern ihren Käufern gar nicht nach der Factura. Bei rückgehender Con-junctur sind sie in Folge ihres Kapital- und Kreditmangels in der grössten Verlegenheit, sie entlassen rasch ihre Arbeiter, verstehen sich zu den niedrigsten Waarenpreisen; unfähig grössere Verluste zu tragen, verschleiern sie ihren falliten Zustand durch Wechselreiten und fristen ihr Dasein durch Drücken der Löhne. Alle diese Gefahren liegen für die Anfänger ohne technische, kaufmännische und moralische Tradition näher als für grössere Firmen; sind sie doch in erster Reihe auf den augenblicklichen Vortheil angewiesen.

Während der Crefelder Fabrikant fast von allen rein gewerblichen Thätigkeiten durch Lohnanstalten entlastet ist, findet sich eine einzige Funktion wohl ausnahmslos mit ihm verbunden, die des Seidenkaufmanns. In Lyon ist das anders; dort ist der Fabrikant in der Hauptsache Techniker, welcher seine Specialität hat, die er zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelt, und der seine Waaren an die grossen Pariser Commissionshäuser absetzt. In Deutschland bahnt sich eine grössere Specialisirung gleichfalls an, auch zählt man in Crefeld nicht weniger als 41 Grosshändler in Seidenwaaren; die Hauptmasse der fertigen Stoffe vertreiben jedoch die Fabrikanten auf eigene Rechnung. Das hat den grösseren Vortheil, dass sie die jeweilig lohnendsten Artikel mit einer Leichtigkeit aufgreifen, welche stets ein Ruhm Crefelds gewesen ist; Lyon verstand das nicht sofort, als die Mode sich von den gemusterten auf die glatten Stoffe warf. Und gerade in Crefeld lässt es sich nicht leugnen, dass es vielfach die jungen Firmen waren, welche mit der ganzen Energie jugendlicher Streber eine Vielseitigkeit und Beweglichkeit anbahnten, welche den älteren Häusern mangelte, deren Leiter häufig zu weich gebettet sind und nicht genug Detailkenntniss und Unternehmungslust besitzen. Wem es da glückte, der wurde geachtet und aus der Ecke im „kaufmännischen Verein“ avancirte er in die Mitte an den runden Tisch unter dem grossen Candelaber und verlässt nunmehr den Club statt um 10 oder 11 schon um 9 Uhr.

Diese Vereinigung von Seidenfabrikant und Seidenkaufmann hat aber auch ihre Schattenseiten. In technischer Hinsicht treten dieselben noch weniger hervor, jedoch kann es für die Zukunft, wo ein Fortschreiten zum mechanischen Betriebe immer mehr sich als nothwendig herausstellen wird, bedeutsam werden, dass an der Spitze der Unternehmungen Kaufleute

stehen, welche zu wenig Techniker sind, um solche Neuanlagen beurtheilen zu können, und die sich daher scheuen werden, ihre Betriebskapitalien in denselben zu riskiren. Deutlicher zeigen sich die Nachtheile in kaufmännischer Beziehung. Der kaufmännische Leiter der neugegründeten Firma mit seiner den Werkmeister überragenden Persönlichkeit und Bildung hat als Kaufmann ohnehin mehr Sinn für Handel, für Export als für die Fabrikation und er glaubt es seinem früheren Principal nachthun zu müssen. Häufig mit grossem Geschick greift er eine Specialität auf, poussirt sie aber ohne Einsehen in die Bedürfnisse des Markts und beschleunigt damit die Ueberproduktion. Ein jeder Fehlgriff des Kaufmanns fällt auch gleich auf den Fabrikanten; bei seinem Kredit- und Kapitalmangel muss er sich nun die niedrigsten Waarenpreise gefallen lassen und aus den falschen Speculationen der zahllosen kleinen Handelsleute ohne Uebersicht des Marktes summirt sich die volkswirtschaftlich so gefährliche Ueberproduktion. In Frankreich dagegen schiebt sich zwischen Konsument und Fabrikant als Mittelglied der Pariser Kommissionär; sein mächtiges Haus vermag schon eher die Preise zu halten und durch die Verbindungen in aller Herren Länder eine Ueberschätzung der Nachfrage zu verhüten; in ihm potenziren sich mehrfach die Kapitalkraft und Intelligenz zahlreicher kleiner Firmen in Crefeld. Umgekehrt ist hier auch der grösste Fabrikant Detaillist, versucht den kleinsten Vortheil zu erhaschen und begegnet dem geringsten Anfänger auf den gleichen Märkten. Es streiten mit einander die beiden Principien: gute, tüchtige Fabrikation und Absatz an wenige Grosshändler und — Massenproduktion und Massenabsatz an Jedermann.

Es hat lange gedauert, bis Crefeld den Absatz seiner Waaren in eigene Hände nahm. Die von der Leyen verkauften die Seidenzeuge nur neben andern Waaren auf den Messen, auch das reiche, durch viele Handelsverbindungen unterstützte Elberfeld¹⁾ führte Crefelder Waaren. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts scheinen für den Absatz nach Osten die Leipziger, nach Süddeutschland die Frankfurter Messe, nach Skandinavien und den überseeischen Ländern Hamburg und Bremen von Bedeutung gewesen zu sein. Für den so wichtigen Markt Amerika spielte Paris den Vermittler, erst seit 1838 versuchte man sich dort durch ein eignes Personal vertreten zu lassen. Gegenwärtig ist Crefeld überall bekannt und hat auf allen Märkten seine Agenten. Aber etwas fehlt: ein tonangebender und kauffähiger Markt im Inlande; Deutschland ist auf die Pariser Moden und Muster angewiesen und damit behaupten Lyon und St. Etienne ihr Uebergewicht in diesen Artikeln. Auf Crefeld mit seinen billigen Löhnen und seiner

¹⁾ J. C. Bohn's, Wohlerfahrener Kaufmann 1789, I. S. 566.

tüchtigen Schwarzfärberei sind bei der internationalen Arbeitheilung die halbseidenen Stoffe (zur Besatzconfection), die leichten und mittleren Sammte und die Sammetbänder auf Hand- und Kraftstühlen gefallen, auf Viersen und Mülheim a./R. die gleichen Artikel mit Ausschluss der Stoffe, auf Elberfeld die halbseidenen und seidenen Stoffe auf Kraftstühlen und auch gemusterte Stoffe. Lyon's Stärke liegt in mittleren und schweren ganz seidenen Stoffen, in schweren Sammten und feinen gemusterten Stoffen; St. Etienne zeichnet sich aus in mittleren und schweren Seidenbändern, in Besatz- und Franjenartikeln, in Sammetband auf Kraftstühlen. Ganz gefährliche Konkurrenten sind seit altersher Zürich in den leichten glatten Seidenstoffen und Basel in leichten und mittleren Seidenbändern. England leistet am meisten in leichten und mittleren halbseidenen Stoffen auf Kraftstühlen und in leichten und mittleren Seidenbändern.

In den ihre Stärke ausmachenden Artikeln beherrscht die Crefelder Industrie den einheimischen Markt, ja es ist ihr gelungen, sich sogar zu ganz bedeutendem Export aufzuschwingen. Schon im Jahre 1864 blieb (nach den Berichten der Handelskammer) vom Gesamtwert der Waaren mit 31 Mill. Mark nur die Hälfte im Zollverein, ein Drittel ging nach England und der Rest nach Amerika und Frankreich; dies Verhältniss hat sich im letzten Jahrzehnt noch günstiger gestaltet, denn im Jahre 1872 blieben von 77 Mill. M. nur 31 in Deutschland, 25.4 Mill. wurden nach England, 3.4 nach Frankreich, 5.6 ins sonstige Europa und 11.7 über See ausgeführt. Unter den Artikeln haben sich die Seiden- und Sammetwaaren stets so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Im Jahre 1840 z. B. gingen von 6450 Webstühlen 3000 auf seidene und halbseidene Stoffe, 1500 auf Sammet, 1000 auf Plüsch, 800 auf Sammet und 150 auf Seidenband, im Jahre 1877: 14794 Stühle auf Sammet und 11567 auf Stoffe. Der Aufschwung der Crefelder Industrie ist ein grossartiger gewesen; sie beschäftigte 1840: 6450, 1862: 15000 und 1872 gar 33310 Webstühle. In den gleichen Jahren hob sich die Bevölkerung der Stadt von 25900 auf 51445 und 58500, gegenwärtig zählt sie 68000 Einwohner.

Der Crefelder Fabrikantenstand (und hier darf man die Häuser in Viersen und in den kleineren Orten mit einschliessen) hat das Verdienst, seine Industrie zu grosser Entwicklung gebracht zu haben und geniesst — wohl mit Recht — den Ruf einer geschickten und unternehmungslustigen Kaufmannschaft. Dennoch könnten die Deutschen noch viel z. B. von den Pariser Häusern lernen¹⁾. Diese nämlich, die grössten überhaupt existirenden Detailkäufer fertiger Seidenwaaren, versenden in einer neuen bequemen Hausirform, in Briefcouverts, ihre Muster

¹⁾ Jahresbericht der Handelskammer von Elberfeld für 1875.

an deutsche Familien, zu deren Ermittlung sie ein Heer von Agenten reisen lassen, und liefern ihnen einzelne Kleider gegen Baarzahlung beim Empfange. Indem sie in dieser Weise, unterstützt durch die in Deutschland naturwüchsige Neigung, Fremdes vor allem zu lieben und werth zu achten, leicht den Eingang in das einzelne deutsche Haus finden, überspringen sie den Grossisten und Detaillisten, zahlen den Eingangszoll von höchstens $2\frac{1}{2}$ —3 Procent auf ihre meist kostbaren Waaren und drücken die heimische Industrie in einer Form aus dem eigenen Markte, die diese jenen um ihres grösseren Patriotismus willen nicht nachmachen kann. Fast ohne alle Spesen und ohne alles Risiko führen sie durch diese neue Form brieflichen Hausirhandels ihren Erzeugnissen die besten Abnehmer zu und dürften dem deutschen Handel allmählich vorzugsweise nur die Käufer auf Borg überlassen.

II. Die allgemeinen Verhältnisse der Seidenweberei.

Die zahlreichste und wichtigste Arbeiterklasse bilden die Weber; sie sind hausindustrielle Lohnarbeiter, welche fremdes Material nach fremden Bestellungen verarbeiten.

Doch hat es auch sogen. Weber auf eigene Rechnung gegeben. Aus Viersen¹⁾ finden sich Nachrichten aus dem Jahre 1786 über Sammetbandweber (Lindwirker hiessen sie damals), welche Seide kauften, sie verarbeiteten und die Waaren an Crefelder Grossisten absetzten. Sie verdienten viel und prunkten mit ihren Kronenthalern zum grossen Aerger ihrer ländlichen Nachbarn. Da kam 1812 das Sammetband ausser Mode, die meisten Weber verarmten und wurden von dem grossen Hause Diergardt als Lohnwirker aufgesogen. Nur vereinzelt gelang es ihnen, ihre Selbständigkeit bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinüber zu retten. Ihr Product waren die Bänder der Landestrachten, die buntfarbigen Sammetbänder des Elsasses, der Schweiz, der Minden-Bückeburger Gegend, welche bei aufsteigender Konjunktur willige Käufer fanden; bei herabgehender Nachfrage aber, wenn das Lager des Fabrikanten überfüllt und dieser für den Absatz seiner eignen Bänder besorgt war, da geriethen die Weber in die grösste Verzweiflung. Kam unter solchen Umständen einer nach Viersen, so meinte der Fabrikant mit Achselzucken, er könne das Band nicht brauchen und bot nur einen Spottpreis; dann versuchte es der Wirker in Crefeld, Süchtelen, überall mit gleichem Erfolge. Nach

¹⁾ Schröteler: Herrlichkeit und Stadt Viersen 1861. S. 223. — Norrenberg: Geschichte der Herrlichkeit Grefrath 1875, S. 72.